

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1890-1891)
Rubrik: Kürzere Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

- 24) Kāma = indischer Amor.
 25) Kālen = der Böse.
 26) Kunyikutta, Name des Bootsmannes selbst.
 27) Kanye, dünner Reibrei.
 28) Dharmadēwa = Gott des Schicksals.
 29) Der Planet Mars.
 30) Atschuten = Vishnu.
 31) Cotschin, berühmte alte Handelsstadt im Süden Malabars.
 32) Tschōru = geschwellter Reis; Hauptnahrung der Hindus.
 33) Pāru, sein Töchterlein.
 34) Der Gott Krishnen hat sich einen berühmten Namen gemacht durch viele schlimme Bubenstückchen; Stehlen sind dabei noch die harmlosesten.
 35) Herumirren des Auges als Zeichen des Todes.
 36) Kratānta = Yama.
 37) Lotosnabliger (Padmanābhen) = Vishnu.

Kürzere Mitteilungen.

— **Der höchste Berg Brasiliens.** Als solcher hatte lange Zeit der Itacolumi bei Ouro Preto in der Serra do Espinhaço gegolten. Seine Höhe ist zuletzt von Gorceix zu 1752 Meter bestimmt worden. Er wird jedoch weit überragt von dem Itatiaya, einem Gebirgsstock in der Serra da Mantiqueiro. Das Massiv des Itatiaya steigt bis zu einer Höhe von 2200 Meter auf und bildet da eine gewellte Fläche, auf der verschiedene, mehrere hundert Meter hohe Spitzen aufsitzen. Die höchste derselben, die nach den bis jetzt bekannten Messungen sich ungefähr 3000 Meter über dem Meeresspiegel erhebt, heisst Agulhas Negras (Schwarze Nadeln). Die Messungen sind bis zum Fusse der Agulhas Negras, die einen langen, messerförmigen, gezackten Rücken bilden, barometrisch, für den höchsten Gipfel trigonometrisch von der Hochfläche des Itatiaya aus ausgeführt worden. Als der Erste hat den Itatiaya erstiegen und für seinen Vorrang unter den Hochgipfeln Brasiliens gestritten der verstorbene Ingenieur José Franklin da Silva Massena im Jahre 1856; aber erst nach 20 Jahren sind seine Arbeiten bekannt gemacht worden. Den höchsten Punkt der Agulhas Negras hat noch Keiner erklommen und nur ein Vogel oder ein Wurm, sagt Orville A. Derby, scheint mir dies fertig bringen zu können. Am Fusse der Agulhas Negras entspringen der Ayurnoca, Zufluss des Rio Grande, der Itatiaya, der in fast senkrechtem Laufe die Serra herab in den Parahyba stürzt, und der Rio Preto, der in einem Längstale zwischen zwei Bergrücken der Serra da Mantiqueira beinahe parallel mit dem Parahyba fließt, um sich bei Entre Rios einem Nebenfluss des letztern, dem Parahybuna, zuzugesellen. Der Reisende, der auf der D. Pedro II.-Bahn (jetzt Brasil Centralbahn) herankommt, gewinnt den imposantesten Anblick vom

Itatiaya in der Nachbarschaft von Rezende, zwischen den Stationen Diviza und Campo Bello. Dort zeigt der Teil des Gebirgsstockes, der zwischen den Flüssen Itatiaya und Preto liegt und in den Agulhas Negras gipfelt, sich am günstigen Tage vollständig in pyramidischer Form auf der Basis der Niederung des Parahyba, die, selbst 400 bis 500 Meter über dem Meere gelegen, dem Gebirge die anständige Scheitelhöhe von 2500 Meter lässt. Das will sagen, dass von der Basis, dem Parahyba-Tal aus, der Itatiaya sich in der gleichen wenn nicht erhabeneren Höhe darstellt, welche die andern Hochgipfel Brasiliens über dem Meeresspiegel erreichen. (D. Ztg.)

— **Brasilien.** Im vorigen Jahre verliess der Artillerie-Kapitän Antonio Lourenço Telles Pieres mit einigen andern Offizieren, 12 Soldaten und einigen Indianern Matto Grosso, um im Auftrage der geographischen Gesellschaft von Rio de Janeiro die Flüsse „O Mamede“ und „Tapajós“ zu erforschen. Sie sollten etwa im Dezember in Pará eintreffen. Jedoch hat man bis heute keine Nachricht von der Expedition. Die Anverwandten der Verschollenen lassen nun durch „Gazeta de Noticias“ die Regierung bitten, über deren Schicksal Nachforschungen anzustellen, oder ihnen eine Expedition entgegenzuschicken. (D. Post, Sao Leopoldo.)

— **Verkehrs-Verein.** Nach einer im Schosse der geographischen Gesellschaft gefallenen Anregung hat sich in St. Gallen ein Verkehrs-Verein constituirt, wie ein solcher in Zürich seit einigen Jahren besteht und neuerdings in Bern und Basel gegründet wurden.

Derselbe bezweckt (nach § 2 der Statuten) in Verbindung mit Behörden, Korporationen, Vereinen und Privaten die Wahrung und Förderung der Verkehrsinteressen von St. Gallen und Umgebung. Sein Hauptbestreben liegt darin, St. Gallen als historisch-interessanten Ort, als Handelsstadt und als Ausgangspunkt für verschiedene Exkursionen bekannt und Einheimischen und Fremden den Aufenthalt daselbst möglichst angenehm und nützlich zu machen.

— **Literatur.** Das Ereignis des Tages ist das Erscheinen von Stanley's Werk: Im dunkelsten Afrika, das entweder vollständig oder in 40 Lieferungen nach und nach bezogen werden kann. Wenn dieses schnell geschriebene Werk auch nicht ein wissenschaftliches im eigentlichen Sinne des Wortes genannt werden kann, so ist es doch von hohem Interesse für Alle, die an der Erforschung und Erschliessung Afrikas Anteil nehmen. Professor F. Ratzel in München schreibt u. a. darüber:

„Die grosse Reise, welche Stanley 1887 bis 1889 vom untern Congo in das Land am obern Nil und von hier am Südende des Ukerewe vorbei nach Zanzibar ausführte, überragt durch die Entdeckung neuer Seen und Berge im Gebiete der Nil-Quellen, die Durchquerung weiter Waldstrecken in dem bisher unbekanntem obern Aruwimi-Gebiete und die Erweiterung unseres Wissens von den Völkern Afrikas viele von den geographischen Entdeckungsreisen, welche bisher in diesem Gebiete ausgeführt worden sind. Sie erhält ausserdem eine geschichtliche Bedeutung durch die Verknüpfung mit den Schicksalen und dem Abzug des letzten Gouverneurs der ägyptischen Aequatorialprovinz und seiner Leute zur Küste. Und da heute eine wissenschaftliche oder humanitäre Aktion in Afrika ohne politische Nebengedanken kaum mehr zu denken ist und von Vielen unschmackhaft befunden werden möchte,

fehlt ihr auch dieser Reiz nicht, denn ihr lag der grosse politische Plan zu Grunde, die Aequatorialprovinz für England zu gewinnen. Das Buch, welches alle diese Dinge erzählt, trägt den Stempel einer starken, selbstbewussten Persönlichkeit und ist mit jener Rücksichtnahme auf den Geschmack der Masse geschrieben, welche in dem grossen Reisenden Stanley den gewandten Journalisten und Korrespondenten des marktschreierischsten Blattes der Welt nie verkennen lässt. Es ist also natürlich eines der erfolgreichsten Bücher der neuern Afrika-Literatur geworden, und zwar nicht blos in England und Nordamerika, wo jede ‚season‘ ihren Helden, ihren Skandal und ihr Buch haben muss, sondern auch in Deutschland und Frankreich.

— Nach dem **North China Herald** wird das Klima Ost- und West-Asiens kälter. Speziell das chinesische wird nicht nur kälter, sondern auch trockener. Tiere und Pflanzen, die an feuchte und warme Gegenden gewöhnt sind, ziehen nach und nach südwärts. Vor 2000 Jahren gedieh der Bambus in den Wäldern Nord-Chinas, während er jetzt verschwunden ist und in Peking nur als Gartenpflanze an geschützten und günstig gelegenen Orten gezogen wird.

— Nach den beim Registrar General for England eingehenden Berichten stellt sich die **Sterblichkeit in einigen der grössten Städten der Welt** wie folgt:

	per 1000		per 1000
Stockholm	19	Paris	26
Brüssel	21	München	26
Bombay	22	Wien	26
Haag	22	Breslau	27
Berlin	22	St. Petersburg	29
Brooklyn	22	Hamburg	29
Baltimore	22	Prag	31
New Orleans	23	Buda Pest	31
Amsterdam	23	Rom	31
Rotterdam	24	Turin	31
Copenhagen	24	Madras	36
Dresden	24	Triest	39
Christiania	25	Cairo	43
New York	25	Alexandria	62
Philadelphia	25		

Bezeichnend ist, dass die zwei unter mohamedanischer Herrschaft stehenden Städte die ungesundesten zu sein scheinen, in auffallendem Gegensatz zu dem unter englischer Regierung stehenden Bombay.

— Australien umgehend, hat die **Influenza** sich in Neu-Seeland niedergelassen und von Dunedin aus sich rasch in epidemischer Form verbreitet. Auch in China tritt sie nach einem Privatbriefe heftig auf.

— Die **Produktion indischen Thees** ist in raschem Wachstum begriffen. Letztes Jahr betrug dieselbe über 102 Millionen Pfund, und wird von der Thee-Gesellschaft für dieses Jahr auf 13 Millionen mehr berechnet, so dass für den Export nach England 100 Millionen Pfund verfügbar bleiben würden.

— **Seereisenden** mag folgendes einfache Recept des „Medical Record“ willkommen sein. Sobald Schwindel und Uebelsein sich einstellen, soll der Patient die Augen schliessen und langsam und tief aufatmen, so dass auf die

Minute 20 Atemzüge kommen. Bald stellt sich eine angenehme Empfindung ein. Wenn nötig, ist die Prozedur zu wiederholen, am besten in zurückgelehnter Stellung.

— Als **Grenze zwischen Indien und Barma** hat die indische Regierung den Koladyne-Fluss bestimmt.

— **Dr. Nansen in Christiania** beabsichtigt eine Nordpolexpedition, die im Februar 1892 ihre Fahrt um Asien herum durch die Behringsstrasse antreten soll. In den Werkstätten von Akers soll ein Schiff von 170 Tonnen gebaut werden, nach dem Muster der Walfischfänger, die in Tonsberg und Sandeffjord im Gebrauch sind. Neben dem Kapitän Otto Svirdrup, der die Expedition nach Grönland mitgemacht hat, soll die Besatzung aus nur 12 Mann bestehen, alle mehr oder weniger wissenschaftlich gebildet. Das Schiff soll Kohlen und Vorräte für 5 Jahre aufnehmen, und an der letzten Station vor der Behringsstrasse nochmals Kohlen fassen. Die Kosten berechnen sich auf: das Schiff 150,000 Kronen, Vorräte 45,500, Kohlen 15,800, wissenschaftliche und nautische Instrumente 28,000, Löhne der Mannschaft 34,000, 6 Boote 1800, Zelte, Kleider, Bettsäcke Waffen und Munition 8000, Spiritus zum Kochen 700, Verschiedenes auf der Hinreise, darunter Dock-Auslagen in Japan 4000, Schlitten und Hunde 10,000, zusammen etwa 300,000 Kronen. An diese Kosten hofft Nansen 200,000 Kronen von der Regierung und 100,000 durch freie Beiträge zu erhalten.

— **Die grösste bis jetzt bekannte Blume** wurde kürzlich von Dr. Alexander Schadenburg auf Mount Parag, einer der südöstlichen Philippinen-Inseln, entdeckt. Der Eingeborne, der Dr. Sch. begleitete, hiess sie Bolo. Die Blume ist 5blättrig, beinahe 1 Yard im Durchmesser und wiegt 22 Pfund. Die 5 Blätter derselben sind oval, gelblich-weiss und sitzen um einen Fruchtboden herum, der mit zahllosen, langen, violetten Staubfäden bedeckt ist.

— Die Herren Dr. Paul und Fritz Sarasin in Basel, die schon früher eine wissenschaftliche Reise nach Ceylon unternommen haben, sind letztes Frühjahr abermals dorthin gegangen, um ihr Material für Anthropologie zu vervollständigen und namentlich um dem im Aussterben begriffenen Stamme der **Vedar**, die als die Ureinwohner der Insel betrachtet werden, einen Besuch abzustatten. Ueber einen am 4. Juli von Herrn Dr. Paul Sarasin gehaltenen Vortrag entnehmen wir der „Allg. Schw. Ztg.“ folgendes:

„Die Veddahs bewohnen vorab die Gebirge, welche in der Mitte von Ceylon emporragen. Es werden in dem Stamme gemeinlich zwei Arten unterschieden, die Höhlenveddahs auf der ursprünglichsten Stufe der Kultur oder der Unkultur und die in der Civilisation einen kleinen Schritt weiter vorgeschrittenen Dorfveddahs. Doch besteht im Grund, wie sich aus den Ausführungen des Vortragenden ergab, der ganze Unterschied darin, dass die Letztern von den Singalesen aufgeführte Hütten bewohnen, während die Erstern in Höhlen hausen. Das dunkelbraune Naturvölkechen weiss von einer Kultur in unserm Sinne nichts. Die Veddahs leben noch in einer Holzperiode, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist; die Steinperiode haben sie noch nicht angetreten und werden sie auch nicht mehr erleben. Denn ihre ruhige Entwicklung wird durch die Einwirkung der Nachbarn mannigfach beeinflusst; die einfachen Waffen der Veddahs, Axt und Pfeil, tragen scharfe eiserne Spitzen,

welche im Tauschhandel von singalesischen Schmieden um Fleisch erworben wurden. Nur in der Not wird noch mit hölzernen Pfeilen geschossen. Statt der früher wohl allgemein gebräuchlichen oberflächlichen Bekleidung mit Zweigen, wie sie auch heute noch nicht ganz vergessen ist, tragen jetzt Mann und Weib die Lendenschürze aus einem Tuchfetzen. Die Bedürfnisse sind aber nicht weiter gewachsen unter dem Einfluss der umwohnenden Kultur. Eine vollständige ethnographische Sammlung über den Veddahstamm wurde vorgezeigt, sie umfasste keine 10 Nummern: eine Axt, Bogen und Pfeile, eine Schildkrötschale als Schlüssel, essbare Baumrinde, Pilze, Yamswurzeln, ein Stück trockenes Fleisch. Der Veddah streckt sich zur Nachtruhe auf den blossen Boden aus und namentlich die Höhlenbewohner leben tatsächlich im Urwald in mancher Beziehung fast wie Tiere. Die Sprache ist je nach den sehr zerstreuten Wohnsitzen so verschieden, auch so sehr mit fremden Elementen durchsetzt, dass Gemeinsames sich noch nicht herauschälen liess. Der Begriff „Zwei“ schon fehlt den urwüchsigen Veddahs, so dass sie tatsächlich weiter als „Eins“ nicht zählen können. Zu einer staatlichen Gliederung zeigen sich nicht einmal Ansätze; diese Leute gruppieren sich nicht um einen Häuptling zum Stamm; doch scheint den Aeltesten in jeder Gesellschaft eine gewisse Autorität zuzukommen. Auch eine Religion findet sich bei den Veddahs nicht; zwar geniessen die Geister Verstorbenen eine gewisse Verehrung; doch helfen die Leute ohne Scheu etwa die Gebeine Begrabener wieder ans Tageslicht schaffen. Gewissen Tänzen scheint gleichfalls eine religiöse Bedeutung zuzukommen. Dafür handeln diese Wilden nach einem strengen Sittencodex, der manchen civilisirten Christen zu Schanden machen kann. Sie lügen und stehlen nie mitten in dem durch und durch verlogenen Singalesenvolke. Totschlag übt nur der durch Ehebruch Beleidigte an dem Frevler.

Die Ausführungen wurden ergänzt durch die Projektion einer ganzen Reihe trefflich durch Herrn Besson auf Glas reproduzierter Photographien, zu denen Herr Dr. Fritz Sarasin die Erklärung bot. Da lernten wir nun den Stamm kennen mit den eigentümlich ausgeprägten Zügen und der gewaltigen ungepflegten Mähne, welche das sonst nicht eben grosse Haupt umwallt in einer Weise, dass ein oberflächlicher Beobachter des Altertums die Veddahs als Makrokephalen, als Grossköpfe bezeichnet.“

Vermutlich ist der Name des Stammes Vēdar (von vēdu, Jagd), ein allgemeiner Name für Waldbewohner. Nach Dr. Caldwell ist die Sprache derselben wesentlich arisch (simhalesisch). Aehnliche Bergstämme finden sich längs der Westküste des indischen Kontinents in den Wäldern der Ghats. In Travancore heissen sie Kanikārar und Maleyarasar, in Malabar Kurawar, in Canara Koragaru.

Es sind im Laufe der Zeit unter diesen, wohl ursprünglich verwandten Stämmen, grosse Verschiedenheiten entstanden. Während einzelne, wie die als gewandte Bogenschützen bekannten Kuritschiar, es verschmähen, mit den Küstenbewohnern Verkehr zu unterhalten, kommen andere in's Tiefland, um Körbe zu flechten oder Wahrsagerei zu treiben (Velikurawar), oder um Schlangen, Affen etc. zu zeigen. Auch niedere Dämonenpriester (Kulakurawar) sind unter ihnen, und in Travancore wird diesen einfachen Bergleuten grosser Einfluss auf die bösen Geister zugeschrieben.

Sie bauen Hütten aus Bambus und Gras an schönen Abhängen des Ge-

birges oder auf Bäumen, bebauen ein oder zwei Jahre ein Stück Waldland und ziehen weiter. Sie sammeln wilden Honig, gewinnen den Saft der wilden Sagopalme (*Caryota urens*) und treiben Jagd. Sie machen sich nützlich beim Einfangen und Zähmen der Elephanten. Im Mundakāyam Distrikt Nord-Travancores ist eine grössere Anzahl unter christlichem Einfluss sesshaft geworden. In Malabar werden 14 Klassen von Kunnuwārigal oder Waldbewohnern unterschieden, unter welchen die Pulyan als die höchste gelten; die niedersten sind die Kākakurawar (Kāka = Rabe), die Raben essen sollen.

Nicht selten gewinnen die an die Küste kommenden Waldmenschen Gefallen am Schnaps, den sie an jeder Strassenecke bekommen können, so dass man sie oft in ziemlich angeheiterter Stimmung heimwärts ziehen sehen kann. Auch werden die auf niederster Kulturstufe stehenden Leutchen von muhamedanischen Händlern schändlich ausgebeutet, so dass ihnen die Berührung mit der „Kultur“ kaum grossen Nutzen bringt. Im Ganzen sind sie aber vorteilhaft bekannt für Wahrhaftigkeit, so dass den Unterländern der Schwur bei ihren Hütten bindende Kraft hat. Auch eheliche Treue, ein dem Hindu sonst ziemlich unbekanntes Gut, ist bei ihnen hochgehalten, der Ehebrecher wird mit dem Tode bestraft.

Früher bestand ihre ganze Bekleidung aus einem Geflecht von Zweigen. Seit aber die Polizei wenigstens ein Minimum von Kleidung verlangt, legen sie ein Lendentuch um, behalten aber in pietätsvoller Weise das Geflecht auf der Schattenseite des Körpers bei.

— Als die heissesten Plätze Indiens erwiesen sich in der letzten trockenen Zeit Jacobabad in Sindh mit einem Maximum von 64° C. im Schatten und Madras mit 63°.

— Bekanntlich trifft die Witwen in Indien, die wegen der frühen Heiraten oft noch Kinder sein können, ein trauriges Los. Sie werden für den Tod ihres Mannes verantwortlich gemacht, durch Rasiren des Kopfes beschimpft und von der Familie auf jede Weise zurückgesetzt, so dass sie nicht selten der Schande verfallen oder durch Selbstmord ihrem traurigen Dasein ein Ende machen. Es sind wiederholt Anläufe genommen worden, an diesen Missständen zu ändern, aber die gebildeten Hindu sind zwar grosse Helden der Phrase, dagegen sehr klein im Handeln, wo Mut und Selbstverleugnung erforderlich sind. Nun sind ihnen die verachteten Barbieri zugekommen, die in Bombay eine öffentliche Versammlung veranstalteten und beschlossen, Jeden aus der Kaste auszuschliessen, der einer Witwe den Kopf rasire. Sie halten die Flüche der Witwen als Grund ihrer Armut und haben sich auch dahin belehren lassen, dass die barbarische Sitte von den Religionsbüchern nicht gefordert werde. Hoffentlich findet dieses Beispiel auch in andern Teilen des Landes Nachahmung.

— In Kahiun (Egypten) wurde ein Testament aus dem Jahre 2548 v. Chr. entdeckt, das nicht nur seines Alters wegen interessant ist, sondern auch deshalb, weil es das Eigentumsrecht der Frau anerkennt. Der Erblasser vermacht seiner Frau Theta sein von dem Bruder überkommenes Eigentum mit der einzigen Beschränkung, dass die Häuser, die sein Bruder für ihn gebaut habe, nicht niedergerissen werden dürfen; dagegen könne die Frau dieselben nach Belieben ihren Kindern übergeben.

— Der heisseste Erdstrich ist die südwestliche Küste Persiens, wo sie an den Golf stösst. Während 40 Tagen im Juli und August fällt das Thermometer nicht unter 55° C. bei Tag oder Nacht, und steigt am Nachmittag oft auf 71° . In Bahrin, dem Mittelpunkt dieser heissen Zone, fehlt es zudem an Wasser, das selbst in einer Tiefe von 100 Metern nicht gefunden wird. Die Einwohner helfen sich damit, dass sie aus starken Quellen, die auf dem Grunde des Golfes, etwa eine englische Meile vom Ufer entfernt, entspringen, durch Taucher Wasser in Ziegenfellen heraufholen lassen. Es wird vermutet, dass diese Quellen den etwa 500 engl. Meilen entfernten grünen Osman-Bergen entstammen.

— In Indien werden jetzt 69 Kohlenminen bearbeitet, wovon 62 in Bengalen. Diese versorgen Calcutta und die Eisenbahnen westlich bis Lahore mit Brennmaterial. Von 1887—1888 stieg die Ausbeute von 22,900,000 mounds (à 28 Pfund) auf 47,800,000 mounds, und der Ertrag der nächsten Jahre wird noch höher geschätzt. Ober-Barma besitzt wertvolle Minen am Tschindwin Flusse, die nach und nach bedeutende Erträge liefern können.

— In Neugranada kommt eine Pflanze vor, deren Saft ohne jegliche Vorbereitung als Tinte verwendet werden kann. Die Schrift erscheint erst rot, wird aber nach einigen Stunden tiefschwarz. Mit dieser Tinte beschriebene Papiere wurden auf dem Transport nach Europa von Seewasser durchnässt, ohne dass die Lesbarkeit der Schrift beeinträchtigt wurde.

— Bisher wurde die Baumwollstaude als wertlos weggeworfen. Nun hat man gefunden, dass dieselbe eine brauchbare Faser enthält. Versuche, die in New-York angestellt wurden, ergaben etwa 20 verschiedene Nummern, von der rohen, zu Säcken verwendbaren Faser, bis zu einer seidenartigen Fiber, die zu feinem, dem Leinen ähnlichen Stoffe verwoben werden kann. Es wird nun an der Herstellung von Maschinen zum Spinnen dieses Materials gearbeitet.

— Charakteristisch für afghanische Zustände ist folgende Mitteilung eines Missionsarztes in Amritsar (Pandschab). Zwei Knaben aus einem ca. 40 englische Meilen jenseits der britischen Grenze gelegenen Dorfe kamen in den dortigen Spital. Ihr Vater war vor Kurzem gestorben, sie sagten aber, ihr Onkel sei sehr gut gegen sie gewesen. Auf die Frage, ob er für ihr Eigentum gesorgt habe, antworteten sie: „O nein, er nahm unser Land, unsere Schafe, Geld, Haus und alles weg, und liess uns nichts.“ — Hat er euch denn beherbergt und genährt? — „O bewahre, aber er war sehr gut gegen uns, er hat uns nicht getötet.“ — Das sagten sie so ernsthaft, dass sie einige Zeit brauchten, um die durch diese Antwort hervorgerufene Heiterkeit des Europäers zu verstehen. Immerhin hielten es die Jungen für geraten, die „Güte“ des Onkels auf nicht zu harte Proben zu setzen, und traten in einer mond hellen Nacht die Reise nach Indien an.

— Von der Presse wurde ein vergleichendes Urteil Major v. Wissmann's über evangelische und katholische Missionsarbeit colportirt, welches sehr zu Ungunsten der ersteren ausfiel, weil sie die Eingebornen nicht zur Arbeit erziehe. Ohne über den guten Geschmack und die allgemeine Richtigkeit dieser Vergleichung ein Wort zu verlieren, möchten wir nur einige Tatsachen aus der uns nächstliegenden Basler Mission anführen.

An der westafrikanischen Küste zwischen Akkra und Lagos gibt es keine brauchbaren Holz- und Eisenarbeiter, die ihre Fertigkeit nicht direkt oder indirekt den Werkstätten der Basler Mission auf der Goldküste verdanken. Auch in dem von der Gesellschaft neu besetzten Kamerun-Gebiet ist bereits ein Anfang in der „Erziehung zur Arbeit“ durch zwei europäische Handwerker gemacht. In Indien wurde diese Frage angesichts der durch die Kaste geschaffenen Uebelstände schon vor 50 Jahren erwogen. Ein Versuch mit einer Ackerbau-Kolonie misslang, ebenso zwei Versuche industrieller Art. Später wurden mit bestem Erfolge eingeführt: Weberei, Ziegelei, Mechanik mit Schlosserei, Zimmerarbeit und Schreinerei, Buchdruckerei mit Schriftgiesserei und Buchbinderei, weibliche Handarbeit etc., und es werden über 1000 Personen angeleitet, auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Die 6 Webereien, deren Produkte (glatte Kleidstoffe, Damast und Jacquard) landauf und landab bekannt und gesucht sind, beschäftigten 1886 395 Personen und produzierten 257,873 Yards Stoffe, die Ziegeleien hatten 674 Arbeiter und lieferten neben Backsteinen, Röhren etc. über 3½ Millionen Falzziegel, die beste bis jetzt im Lande erhältliche Bedachung, die sich den enormen Niederschlägen gegenüber als widerstandsfähig erwiesen hat. Die mechanische Werkstätte baute die ersten eisernen Brücken an der Malabarküste, und was die Druckerei nur für das Schulwesen geleistet hat, lässt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, dass sie den Bedarf eines Küstenstrichs von etwa 4 Breitengraden zu decken hat. Und alle diese Hunderte von Arbeitern haben ihr Können nicht anderswo erworben. Ist das nicht im verwegenen Sinne des Wortes „Erziehung zur Arbeit“?

— Der Vorort Neuchâtel hat den VIII. schweizerischen Geographentag auf den 15.—17. September angesetzt, und verspricht den Teilnehmern einen einfachen aber herzlichen Empfang. Nach dem teilweise vorliegenden Programm dürften die Verhandlungen viel Interessantes bieten.

— Die „Times of India“ berichtet von einer **Entdeckung von Erdöl** in dem von Tsor Kheyl-Stamme der Shirani bewohnten Distrikt der Suliman Berge. Vor etwa 5 Jahren hatte Missionar Thwaites in Dera Ismael Khan einen Shirani-Jungen bei sich, der einmal in Abwesenheit des Hausdieners die Wandlampen zu besorgen hatte. Der Geruch des Petroleums kam diesem bekannt vor. Er fragte, was das sei, es rieche genau wie ein Oel, das dem Boden seiner Heimat entspringe. Er wurde beauftragt, etwas von diesem Oel kommen zu lassen, und nach einigen Tagen kam eine Probe durch einen Verwandten. Das Oel war dunkler als das gewöhnliche und gab mehr Rauch, brannte aber mit heller Flamme. In dem Passe, aus welchem es stammt, ist ein Wasserlauf zwischen zwei Hügeln, auf dessen einer Seite das Oel aus dem Boden quillt und von den Einwohnern in Löchern gesammelt wird. Sie heissen es Skhormā-Wasser und gebrauchen es nur zu Einreibungen bei Geschwüren an Menschen und Tieren. Seither ist das Oel durch einen Experten untersucht und sehr gut befunden worden. Ob aber seine Ausbeutung lohnwürde, müssen weitere Untersuchungen an Ort und Stelle ausweisen.

— Die **Lage des indischen Ackerbauers** erregt bei Allen, die ein Interesse am Wohl des Landes haben, mehr und mehr Besorgnis. Täglich gehen grössere und kleinere Besitzungen aus der Hand der Eigentümer in die der

Kapitalisten über. Auch grosse Grundbesitzer sind schwer verschuldet, und hängen vom „guten“ Willen ihrer Gläubiger ab, während die unbeugsame Maschine des Gesetzes Alle zermalmt, die mit ihr in Berührung kommen. Das Prozessiren hat neuerdings sehr zugenommen, so dass zu befürchten ist, Indien werde ein zweites Irland werden, wo der Advokat gedeiht und der Bauer zu Grunde geht.

Dass diese missliche Lage der Bauern eine Quelle politischer Gefahr ist, unterliegt keinem Zweifel, und die ersten Opfer einer Ruhestörung wären die Geldleiher. Die Fälle sind nicht selten, wo die Leute im Mute der Verzweiflung das Recht in die eigene Hand genommen und mit ihren Aussaugern kurzen Prozess gemacht haben. Daher wagt es selten ein dieser Klasse angehöriger Landkäufer ohne eine Eskorte von Prügelmännern ein in der Auction erworbenes Dorf zu betreten. Sie können die Leute pfänden und die ganze Maschinerie des Gesetzes in Bewegung setzen, den Pachtzins erhalten sie nicht ohne Tumult und Kampf, ähnlich denen zwischen Pachtherren und Pächtern in Irland.

Abgesehen von den dem Volke so verhassten gesetzlichen Land-Auctionen, denen ganze Dörfer geschlossenen Widerstand leisten, werden private Verkäufe sehr häufig, und haben neben der Verschuldung des Landvolkes ihren Grund hauptsächlich in der Strenge, mit welcher die Grundsteuern von der Regierung eingezogen werden. In den Nordwestprovinzen allein wurden in den letzten 5 Jahren für circa £ 5,000,000 Landverkäufe abgeschlossen, woraus ersichtlich wird, dass der Bodenbesitzer vielfach den Kredit auf dem Geldmarkt verloren hat und zum Aufgeben seines Landes gezwungen ist. Diese Lage verdient um so mehr eine genaue Untersuchung, als die Landbevölkerung nicht, wie der gebildete Hindu, ihre Klagen laut werden lassen kann.

Glücklicherweise herrschen diese, vom „Indian Spectator“ geschilderten, durch Mangel an Umsicht seitens der Bauern und Schurkerei seitens der Geldleiher entstandenen Verhältnisse nicht im ganzen Lande, sondern hauptsächlich im Nordwesten, wenn auch bei den üblichen Wucherzinsen Ansätze dazu überall vorhanden sind. Das Schlimmste ist, dass auch die besten Gesetze keine wirksame Abhilfe werden schaffen können, so lange eben der Bauer bleibt wie er ist. Immerhin erweckt diese Schilderung einer ernsten „sozialen Frage“ allerlei Erinnerung an ähnliche Ursachen und Wirkungen diesseits des indischen Meeres.

— In England und Indien besteht eine sich immer energischer entwickelnde Bewegung gegen zwei grosse Uebel, den Opiumhandel nach China und die Schnapspest in Indien. Letztere wird in unheilvoller Weise befördert durch das sog. Abkārī-System, nach welchem das Recht, Schnaps zu brennen und zu verkaufen, in jedem Distrikt an den Meistbietenden verkauft wird, der dann selbstverständlich ein Interesse daran hat, möglichst viel von seinem fuselhaltigen giftigen Stoff an Mann zu bringen. Es werden daher auch in Gegenden, die früher von der Branntwein-Epidemie verschont waren, an allen Ecken Schankstellen aufgetan, und die Gelegenheit macht Säufer, indem der Hindu entweder gar nicht trinkt, oder dann über das Mass sich dem Alkohol ergibt.

Wenn nicht eine Aenderung eintritt und die Regierung fortfährt, aus kurzsichtigen manchesterlichen und fiskalischen Gründen dieses System auf-

recht zu erhalten, so ist sicher, dass aus dem früher mässigen Volke ein dem Trunke ergebenes werden wird, worunter die Produktions- und Steuerkraft stark zu leiden hätte. Wie sehr der Fiskus jetzt seine Rechnung findet, zeigen folgende Zahlen: In Bengalen stieg die Abkari-Einnahme von 800,000 Rupies in 1866/67 auf 5,000,000 in 1888/89, in der Madras Präsidentschaft von 2,900,000 in 1860 auf 9,700,000 in 1888, in der Präsidentschaft Bombay von einem Durchschnitt von 3,600,000 während 1878/82 auf 7,200,000 im Jahre 1888. Trotz alledem wird offiziell behauptet, dass die Trunksucht in den letzten Jahren eher ab- als zugenommen habe!

Die äussere Veranlassung zu einem energischen Vorstoss gegen den Opiumhandel liegt in der Möglichkeit für China, einen diesen Handel ausschliessenden Vertrag herauszuschlagen. Von Indien ist eine mit 10,345 Unterschriften von Vertretern aller kirchlichen Denominationen, Europäern und Eingeborenen, bedeckte Petition an die kaiserlich chinesische Regierung durch zwei Abgeordnete überbracht worden, welche in schärfster Weise das am chinesischen Volke begangene Unrecht verurteilt. Die chinesische Regierung wird darin ersucht, nicht nur Alles aufzubieten, um kraft der am 6. Mai 1886 ratifizirten Uebereinkunft von Chefoo den Vertrag von Tientsin aufzuheben, sondern auch die Einfuhr des Opiums zu verbieten. Leider ist Marquis Tseng, auf den man in dieser Sache grosse Hoffnungen gesetzt hatte, gestorben, doch ist zu hoffen, dass Li Hung Tschang und andere massgebende Persönlichkeiten vor einem entscheidenden Schritte nicht zurückschrecken werden, denn einen dritten Opiumkrieg dürfte sich bei dem jetzigen Stand der öffentlichen Meinung keine englische Regierung mehr gestatten. Die Opposition gegen diesen schändlichen Handel wurde wesentlich verschärft durch die Wahrnehmung, dass der Gebrauch des Opiums (Essen und Rauchen) auch in Indien in Besorgnis erregender Weise überhand nimmt. Nach dem alten schlechten Grundsatz „non olet“ gibt die Regierung Concessionen an Opiumhöhlen, deren schon eine ganze Reihe in Bombay und andern Städten bestehen. Sie wird aber schliesslich dem empörten Volksgewissen Rechnung tragen und hoffentlich recht bald ihre offizielle Weisheit ad acta legen müssen.

— Herr Professor Amrein, Mitglied der internationalen Jury der Pariser Weltausstellung und Vicepräsident des Preisgerichts über Klasse 16: Geographische und cosmographische Karten und Apparate, hat im Auftrag des eidgenössischen Handelsdepartements einen Bericht über diese Abteilung ausgearbeitet,*) dem wir mit seiner Erlaubnis einige Daten entnehmen.

Die Ausstellung bot insofern keine genügenden Anhaltspunkte für die Beurteilung des heutigen Standes der Kartographie, als eine Reihe von Staaten weder offiziell noch durch Private vertreten waren, abgesehen davon, dass ein Zeitraum von 10 Jahren zu kurz ist, um ein in seinen Hauptzügen wesentlich verändertes Bild dieses Gebietes zu zeigen.

Im Ganzen betrug die Zahl der Aussteller in Klasse 16 etwa 340, wovon circa 209 auf Frankreich und 10 auf die Schweiz entfielen. Von den schweizerischen Ausstellern wurden alle ausgezeichnet, und zwar 5 mit dem Grand Prix (von 12 an's Ausland abgegebenen), 1 mit der goldenen und 2 mit der silbernen Medaille, und 2 durch Ehrenmeldungen. Ausserdem erhielten

* Bei Orell, Füssli & Co. in Zürich erschienen.

je 4 Mitarbeiter (Topographen, Kupferstecher, Drucker) die goldene und silberne Medaille und einer die bronzene. Unter den Empfängern des Grand Prix sind das eidgenössische topographische Bureau in Bern und die geologische Kommission der schweiz. naturforschenden Gesellschaft.

Das Schaustück unserer Abteilung bildete die grosse Dufour-Karte (1:100,000), welche, wie die Generalkarte (1:250,000), von Ingenieur Held retouchirt worden war. Ausserdem war die offizielle Ausstellung reichlich ausgestattet mit Handzeichnungen, Original-Kupferplatten, Basenmessungen, Triangulationen, Tiefenmessungen der Seen, Ueberdruck- und Relief-Karten etc., sowie den bis dahin erschienenen 412 Blättern des Siegfried-Atlas.

Unter den privaten Ausstellern finden wir die um das Kartenwesen verdiente Firma Wurster, Randegger & Co., der sich die Anstalt von Hofer & Burger mit schönen Arbeiten anschloss. Auf dem Gebiete der Reliefkunst erregte das Simon'sche Relief der Jungfrau durch seine Grösse und ausgezeichnete Technik allgemeine Aufmerksamkeit; tüchtige Arbeiten: Karten, Panoramen, Alpenzeiger, Reliefs, hatte auch Ingenieur Imfeld ausgestellt. Das Treppen-Relief war durch Ingenieur-Topograph Ringier vertreten, das Schul-Relief durch Professor Heim in Zürich. Im Relieffach ist die Schweiz allen Ländern voran.

In ihrer Art einzig steht die in 25 Blättern im Masstab von 1:100,000 ausgeführte geologische Karte der Schweiz da, die ihre Entstehung der Privatinitiative der naturforschenden Gesellschaft verdankt und sich durch eine methodische Farbenabstufung vorteilhaft vor allen ähnlichen Werken unterscheidet.

In seinen Schlussbemerkungen beklagt der Verfasser mit Recht die stiefmütterliche Behandlung, die der geographische Unterricht erfährt, indem derselbe vielerorts irgend einem Lehrer oder Hilfslehrer zur Ausfüllung seiner Stundenzahl zugeteilt wird. Dadurch wird das Heranwachsen von Geographen erschwert, während wir an tüchtigen Topographen und Kartographen keinen Mangel haben. Dann wird die Wünschbarkeit der Unterstützung unserer Privatkartographie, die sich so ehrenvoll entwickelt hat, betont, damit die damit Beschäftigten nicht genötigt werden, sich lohnenderen Arbeitszweigen zuzuwenden, und schliesslich wird der Verallgemeinerung des Reliefs, dieser vollendetsten Karte in drei Dimensionen, das Wort geredet. „Es sollte die Erstellung eines Reliefs der ganzen Schweiz als die natürlichste Fortsetzung der eidgenössischen topographischen Kartenwerke, wenn nicht vom Bunde unternommen, so doch derart subventionirt werden, dass jeder Waffenplatz ein ganzes Exemplar, jede Kantonschule ihren Kanton, jede Bezirks- und Gemeindeschule die ihr Gebiet beschlagenden Sektionen zu ihren geographischen Veranschaulichungsmitteln zählen könnte. Auch da kann Verzug schaden, und es können uns Kräfte verloren gehen, über die wir zwar jetzt, aber vielleicht später nicht mehr verfügen.“

